

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Als Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen.

Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der einer Obrigkeit untersteht, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's.

Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden! Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; aber die Kinder des Reichs werden hinausgestoßen in die äußerste Finsternis; da wird sein Heulen und Zähneklappern.

Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde.

Hast du schon gehört? Du wirst es nicht glauben, aber... - liebe Gemeinde,

wenn so über jemanden gesprochen wird, dann ist das gerade ein spannender Mensch. Einer, von dem Wunderdinge erzählt werden. Den schauen wir uns mal an!

So könnte man sich das vorstellen damals, als sich die Kunde von Jesus von Nazareth im Land verbreitet hat.

Matthäus aber stellt das in seinem Buch anders da. Die Erzählung, die wir gerade gehört haben, findet sich, wie alle anderen Wunderberichte auch, erst nach Jesu Bergpredigt. Erst das Wort, dann die Tat, so gehört das für Matthäus zusammen. In seiner Predigt verkündet Jesus das nun – mit ihm – das Reich Gottes seinen Anfang nimmt, und was er tut bestätigt, was er sagt. Wo Menschen sich glaubend Jesus zuwenden, da erleben sie tatsächlich Heil. Das ist die Botschaft.

Wie nahe Vertrauen und die Gesundheit beieinander liegen, das wissen auch wir. Jeder, der schon einmal einen Arzt gebraucht hat, weiß, wie wichtig es ist, dem vertrauen zu können. Wenn das da ist, dann heilen sogar Medikamente, die eigentlich gar keine Wirkung haben können. Da gibt es immer wieder ganz verblüffende Berichte. Nicht selten ist der Glaube die wichtigste Arznei des Kranken.

Damit könnte heute schon alles gesagt sein – müsste man nicht darüber stolpern, dass wir vom Glauben des geheilten Knechts kein Wort gehört haben. Am Anfang ist er krank und hat gelitten, und am Ende ist er gesund. Sonst erfahren wir nichts von ihm. Noch nicht mal, dass er sich freut.

Und so stellt die Geschichte uns vor ein überraschende Frage: erzählt sie vielleicht

davon, dass es so etwas wie einen stellvertretenden Glauben gibt? Auf den Glauben kommt es an, wer wüsste das besser als wir hier in dieser Lutherkirche. Aber wenn's damit nur halten immer so einfach wäre! Soviel wir auch beten können oder uns in die Bibel versenken, oder in die Stille suchen – wir können nicht machen, dass wir glauben. Wir können's nicht lernen und nicht kaufen.

Mir hat ein Mensch, den ich sehr geschätzt habe, von Zeiten in seinem Leben erzählt, in denen ihm das geschenkt war, glauben zu können, und von anderen, in denen das nicht ging. Davon, dass dann das Vertrauen-Wollen nicht mit dem Verstehen-Wollen zusammen ging. Dass er sich in Gott hätte fallen lassen wollen und es nicht konnte, weil ihm sein Blick auf die Welt im Weg stand. Weil der ihm diesen Gott immer wieder zweifelhaft gemacht hat.

Ich denke, viele von Ihnen teilen wie ich ähnliche Erinnerungen. Und das mögen für manchen auch keine Erinnerungen sein, sondern Gegenwart. Und da denke ich mir: Gott sei Dank für unseren Ehepaarkreis, dem der Herr Oberländer über Jahrzehnte verbunden war. Gott sei Dank für unserer Gemeinde. Gott sei Dank für jede Gemeinschaft des Glaubens, in die sich einer hineinfallen lassen kann, wenn er selbst glaubensmäßig wackelig unterwegs ist.

Gott sei Dank für einen Satz, der mir hier mal in einer Predigt für solche Zeiten geschenkt wurde: „Ich glaube dir deinen Glauben.“ „Ich glaube dir deinen Glauben“ - da höre ich mit: ich kann das gerade nicht. In mir finde ich das Vertrauen nicht, Jedenfalls nicht so viel, wie ich gerade bräuchte. Aber ich sehe dein Gottvertrauen, ich sehe, wie Du deine Tage glaubend und vertrauend lebst, und ich sehe, wie dich dieser Glaube trägt. Und daran will ich mich halten und darauf bauen, dass meine Wüstenzeit des Glaubens nicht ewig dauern wird.“

Und deswegen: Gott sei Dank für jede Gemeinschaft, in der der Glaube Thema ist – und Dank für diesen Ort hier, wo Wände den Dank und die Bitte, die Klagen und das Gottvertrauen so vieler Generationen vor uns atmen.

„Jesus wunderte sich“, hat es vorhin im Predigttext geheißen. Die Begegnung mit einem Menschen, der in seinem Vertrauen so fraglos sicher ist, hat Jesus beeindruckt. Die Texte der Bibel rücken diese Verwunderung noch in einen anderen Kontext: Immer wieder berichten sie verwundert und erstaunt von Fremden, von solchen, die in die Geschichte Gottes mit seinem Volk gar nicht „hineingehören“ und dennoch als Glaubende und Vertrauende ihr Leben führten.

Ich denke, diese Beobachtung muss sich in unserer Tagen neu behaupten gegen einen Gedanken, der in vielen Köpfen - wieder – sehr vertraut ist: „Die Besonderen, die Auserwählten, die – moralisch – Besseren, das sind doch wir! „Die Anderen? Niemals!“

In der Kirche sind wir da mit guten Gründen demütig geworden. Doch dieses Denken feiert in anderen Zusammenhängen fröhliche Wiederauferstehung: In einer Zeit, in der die Prägekraft der Religion weitgehend verloren gegangen ist, finden Menschen Selbstvergewisserung und Identifikationsmöglichkeiten anderswo: in der Zugehörigkeit zur Nation oder einer Volksgruppe, zu einer bestimmten Minderheit.

Und häufig sind solche Zuordnungen verbunden mit Abgrenzungen und dann mit Abwertungen. Den „anderen“ traut man dann alles Mögliche zu, nur nichts Gutes.

Die Botschaft der Bibel und des Glaubens lauten: vor Gott ist das alles Schall und Rauch. Vor ihm macht es keinen Unterschied, woher ein Mensch kommt, wie und wodurch er sich definiert. Nicht daran entscheidet sich die Beziehung zu Gott, sondern allein am Modus der Begegnung. Die Geschichte vom Hauptmann und seinem Knecht erzählt: in der glaubenden, vertrauenden, der demütigen Begegnung, in der einer seine Hoffnung ganz auf Gott setzt und nicht auf sich selbst, erfährt der Mensch Heil. Und die Worte aus dem Römerbrief setzen noch drauf: nur da!

Das wissen wir, das haben wir gelernt, weil es „DAS“ Merkmal unseres evangelischen Glaubens ist – und zugleich wissen wir alle darum, was für ein zerbrechliches Gut dieser Glaube ist. Wir können nicht auf Vorrat glauben, und ob er trägt, wenn es ernst wird, das erweist sich je und je wieder neu. Ob einer, wenn es dick kommt, in einer Angst, einer Sorge sein Vertrauen tatsächlich in Gott setzen kann, eine Stille aushält, eine Zeit der Unsicherheit, ob er dann ins Gebet findet – oder ob er dann nicht doch dem Reflex erliegt, die Dinge selbst in die Hand nehmen zu wollen, das weiß vorher niemand. Denn dieses Vertrauen ist immer wieder neu Geschenk und neu Wagnis. Und nicht immer sind wir dazu mutig genug.

Ich denke, da haben wir unsere Aufgabe. Oder unsere Aufgaben: wenn es um Einzelne geht, um Menschen, die uns nahe stehen in Gemeinde oder Familie: stellvertretend zu glauben. Sie mit in unser Gebet zu nehmen, Sie vertrauensvoll vor unseren Gott zu tragen und ihn zu bitten, dass auch ihr Vertrauen neue Kraft gewinne.

Und wenn es um die Gesellschaft geht, in der wir leben: die sollen wir auch mit ins Gebet nehmen. Und darüber hinaus sind wir gerufen, unseren Glauben unser Gottvertrauen als ein Modell der Lebensgestaltung vorzuleben. Dazu haben wir uns ja gegenseitig: das wir uns als Gemeinschaft über persönliche Durststrecken hinweg tragen, um als Kirche und Gemeinde zu zeigen, was das heißen kann: in diesen Zeiten aus einem Geist zu leben, der eben nicht von Angst geprägt ist, sondern von Kraft und von Liebe und von Zuversicht.

Wir leben in einer Welt, die solche Zeugen braucht. Freilich, das Heulen und Zähneklappern, wenn uns in einer Zeit der Angst das Gottvertrauen abhanden kommt, das kennen wir auch – aber in ganz anderem Maß sehe ich in diesem Bild unsere oft so gottvergessene Welt gezeichnet. Denn ohne Gott bleibt diese Welt in ihren Problemen – und die sind ja ganz grundlegend – halt auf sich selbst geworfen. Dann ist sie eben nicht mehr der weite Raum, in den wir gestellt sind, um darin zu leben und ihn zu gestalten, sondern oft ein großes und hektisches und bedrohliches Durcheinander, in dem wir Angst haben. Als einzelne wie als Gesellschaft.

Unsere Zeit ist angewiesen auf Leuchttürme gegen die Angst. Und deswegen: Gott sei Dank für seinen Geist, mit dem er Menschen begabt. Gott sei Dank für die Zeiten, in denen dieser Geist uns trägt. Und so lasst uns leben als Menschen der Hoffnung, der Liebe, der Zuversicht. Und Gott gebe, dass auch an und in uns wahr werde, was er verheißen hat: „Ich will dich Segnen und du sollst ein Segen sein. Amen.“